

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

51 (22.12.1935) Weihnachts-Ausgabe

Deutsche Weihnacht



Nun zündet die heimlichen Kerzen an,
Raum gebt dem Singen und Hoffen,
vielleicht in dieser halben Nacht
sind Gottes Hände offen.

Und es verschenkt die Liebe sich,
es kreist der Kreis des Blutes,
und Sternenschimmer füllt das Herz
und wir sind frohen Mutes.

Solange unser Glaube brennt,
die Tannenzapfen springen,
und Deutschland seine Fahne kennt,
hebt an und laßt uns singen.

Herbert Böhm

Deutsche Weihnachten

Der Lichterbaum

Eine Weihnachtsbetrachtung
von Rudolf Paulsen

Wenn wir nach dem deutschen Fest fragen, das wir kennen, so werden gewiß die meisten Antworten lauten: Weihnachten! Gerade das Fest wird den meisten von uns als das deutscheste erscheinen, dessen Ursprung und religiös-gedanklicher Gehalt ins ferne Morgenland und in eine uns fremde, in keinem Zuge deutsche Natur zurückführt.

Dort, wo nach der Heiligen Schrift Christi Geburt geschah, geben statt der Tannen Palmen der Landschaft ihr Gepräge. Dort kennt man keinen Winter in unserem Sinne. Dort fällt fast nie Schnee. Und doch — wie gehören für uns zum Weihnachtsfeste Winter und Schnee und Tannen, deren Äste sich von der weichen, weichen Last biegen, und leiser Knackenfall, der alle Laute dämpft, in dem der Schritt ohne Hall ist oder höchstens bei einbrechendem Frost knirscht. „Es ist gar kein Weihnachtsmutter!“ sagen wir, wenn noch kein Schnee gefallen ist zum Heiligen Abend; wenn die Acker und Felder noch unverhüllt und kahl, spärlich statt winterlich, daliegen.

Es lohnt wohl, um die Weihnachtszeit, wo wir ein paar stille Tage ausrufen von der Arbeit des Jahres, uns besinnen und die Erlebnisse seit dem vorigen Christfest mit ihrem Glück und ihrem Leid an unserem Geiste vorüberziehen lassen, auch darüber nachzudenken, wie es gekommen ist, daß gerade dieses schöne Fest sich in seinem reinen weichen Frieden so tief mit dem Gehalt unserer deutschen Seele gefüllt hat, alle Innigkeit des deutschen Familienlebens in sich aufnahm, die schönsten alten Volksgebräuche in seinen Umkreis zog.

Es ist doch das deutsche Familienfest schlechthin geworden! Mehr als irgendein Geburtstag, die Wiederkehr eines Hochzeitstages oder sonst ein Jahrestag, der in dem kleinen Kreise nächster Blutsverwandter gilt, ist dieses allgemeinste Fest der christlichen Menschheit in jeder Familie das allervertrauteste, die Herzen am meisten zueinander erschließende, das innigste Familienfest geworden.

Wie ist das gekommen?
Gewiß, es ist nicht ohne Bedeutung, daß das christliche Weihnachtsfest offenbar ein allgermanisches Fest der Lichtwiederkehr überlagert; und daß die Erlösung der Welt aus den Nebeln, in welche die tief ziehende Sonnenbahn verfunken war, das Wiederansteigen der Sonne, der erste leise Beginn des Wachens der Tage überhaupt statt des nicht feststellbaren Gesichtstages Christi Geburt auf den 24. Dezember rückte. Es gab sicher schon ein weihnachtsähnliches Fest bei unseren früheren Vorfahren, das solche reinen schönen friedevollen, die Menschen in Liebe vereinigenden und versöhnenden Züge gehabt haben wird, wie sie unser Weihnachten schmücken. Die deutsche Seele verhielt sich, als sie das Christentum in sich aufgenommen hatte, beide Feste in einer voll Glanzes und Leuchtens schimmernden Sinnbildlichkeit. In der erinnerten die Lichter am Baum sowohl an das Himmelslicht, dem das Fest ursprünglich allein galt, wie an den Stern, der über der Krippe in Bethlehäm leuchtend und wegweisend funkelte, und vielleicht auch noch an die im neuen Jahr bald wieder mit Blütenflammen aus den Ästen brechende Natur, an die Lebens- und Zeugungskraft. Sie birgt sich in jedem ersten gründernden Baumzweig ebenso wie in unserer schaffenden Seele, die nur vom Druck der lichtlosen lastenden Nebelzeit erlöset zu werden braucht, um leuchtend hervorzubrechen.

Aber dieser vom Volk vergessene und erst wieder von der Wissenschaft aufgefunden Zusammenhang kann es nicht allein sein, dem unser heutiges Weihnachten seine einzigartige deutsche Schönheit und Gefühlsmittel verdankt. Ich glaube, daß wir nicht in eine so ferne Zeit zurückblicken brauchen, um die überzeugende Ursache davon zu finden. Wir stehen hier vielmehr vor einem der köstlichsten Wunder,

welche die deutsche Kunst, die alte Volksdichtung sowohl wie die Malerei, dem deutschen Volke geschenkt hat.

Die Erzählung von Christi Geburt im Lukasevangelium, deren erhabene friedevolle Schlichtheit namentlich in der Lutherischen Uebersetzung kaum je von einem weltlichen Erzähler erreicht oder gar überboten worden ist, greift am tiefsten an deutsche Herzen, ist mit ihrem Gehalt an schwerstem größtem Erleben wohl nur von der deutschen Seele ganz zu erfassen. Die holdselige junge Mutter und das Kind in ihrer Schutzlosigkeit inmitten der bösen Mächte der Welt, durch welche sie hindurchgerettet werden müssen; Armut, der von ungerechtem hoffärtigem Reichtum unbarmherzig begegnet wird; ein neues großes in die Welt eintretendes Ereignis, ein sich über alle bisherigen Könige hoch erhebender gewaltiger neuer König, dem zuerst die Hirten, die Bauern und die Tiere huldigen und der selbst — trotz seiner Abkammung aus dem Königsblut seines Volkes — in einer Handwerkerfamilie zur Welt kommt — das war so recht ein Stoff für die Gefühls- und Gedankenfülle unserer Volksdichter, für die ehrfurchtsvoll auch dem kleinsten Wirklichen zugewandte Kunst unserer Zeichner, Maler, Holzschneider. Selbst ohne den göttlichen Erlösungsvorgang, den die Heilige Schrift als ein geheimnisvolles Leuchten über die Geschichte von Christi Geburt ausgießt, ist in dem Stoff der Lukasevangelium alles, was den deutschen Künstler zur Erschaffung der Weihnacht, wie wir sie heute im Gefühl tragen, anregen mußte. Und daß in diese deutsche Weihnacht aus fernem Morgenlande die heiligen drei Könige kommen, von denen einer gar ein Mohr ist, das machte sie nur noch deutscher; denn das deutete ja den Weg an, den diese Weihnacht selber vom Morgenlande zu uns hergemwandert ist.

Denke daran, Du bist im Licht,
Du hast noch Freude und spürst es nicht
Wie weh es tut, wenn leise sich rankt
Die klirrende Nacht und den umfangt
Der einsam ist seit karges Brot
Und nichts zu eigen hat als Not;
Denke daran, daß der Winterwind
Am Fenster streicht, die dunkel sind —
Und wenn das fromme Weihnachtsbild
Mit Kinderlachen Dein Haus erfüllt,
Daß einer am Ende, von Frost durchweh't,
Verlassen, vergessen noch draußen steht —
Denke daran.

Georg Poppe

Die alte Zeit unseres Volkes, die noch nicht wissenschaftlich sondern gläubig war — ich meine nicht kirchengläubig sondern gläubig all dem gegenüber, was sie in ihrer Seele trug und was sie aus Erzählungen und Berichten schlicht hinnehmen mußte, ohne es sich weiter erklären lassen zu können — die konnte sich ja ein fremdes Land und das Geschehen darin nicht anders vorstellen als wie ihr eigenes Land und wie das Leben im eigenen Volke.

Als unsere Vorfahren die Geschichte der heiligen Geburt dem Lukas nachzählten oder auf Tafeln mit einer deutschen Landschaft, deutschen Häusern und Wäldern als Hintergrund und einer deutschen Mutter und ihrem Kind als Personen abschilderten oder — das ist das Schönste! — in wundervoller Dichtung, in den Krippenspielen als einen Lebendigen, nicht nur in ferner Vergangenheit gewesenen sondern sich immer, in jedem Jahr, wiederholenden Vorgang vor das Volk stellten, in Auge, Ohr und Herz zugleich eindringen ließen, da begannen sie uns die deutsche Weihnacht zu schaffen, die wir heute in uns tragen, so wie sie aussehen muß, wenn sie eine richtige Weihnacht sein soll.

Statt der Palme steht da die Tanne. Und mag in den überzeitlichen Gewändern der heiligen Personen auch noch ein wenig der Schnitt und Faltenwurf aus ihrem Ursprungslande zu spüren sein — schon Joseph, der Zimmermann, und gewiß die Hirten, die Bauern und ihre Tiere, die Banten und die Bäume, die sind in jeder Faser deutsch. Und deutsch wie die Gegenständlichkeit der Bilder sind all die Regungen, die sich in den schönen schlichten Verfen der Krippenspiele aussprechen und die noch heute unser innerliches Weihnachtsleben bestimmen: da ist das Mitgefühl und das Helfenwollen, da ist die Hilfsfreude der anderen armen Väter und Mütter an Maria und ihrem Kind, da ist die deutsche Schlichtheit und Treue in Joseph. Und selbst Gottvater mit seinem wallenden Bart ist ein würdiger alter deutscher Mann, und die Engeln, die durchs Gitter des Stalles nach der Krippe gucken oder oben am Himmel das „Frieden auf Erden!“ singen, haben blonde deutsche Köpfe.

Das ist so weiter durch die Jahrhunderte gegangen bis zu Ludwig Richter und Schwind. Alle die Künstler haben gefühlt, daß sie eine rechte Weihnacht für uns nicht zuwege bringen konnten — sei es im Wort oder im Bild — sie stehen sie denn in Deutschland spielen, wo der weiße Winter dazugehört und Menschen unseres Volkes dazugehören.

Daran wollen wir denken, so oft wir im neuen Deutschland wieder die Weihnacht feiern, und wollen dies Fest des Friedens und der Gemeinschaft als das deutscheste aller Feste begehen!

Wilhelm von Scholz



Der Baum als Mitte der Welt ist nordisch. Denn er trägt im Gipfel den Polarstern. Der muß leuchtend über unsern Häuptern stehen, und das ist nur im Norden der Fall. Wo es bei südlicheren Völkern den Mythus vom Lichtbaum gibt, da muß er aus dem Norden mitgebracht sein.

Die Vorstellung vom Stern-Baum überhaupt lebt wohl überall. Denn der Mensch, der zum Himmel blickt, wandelt wie unter Blütensternengemüden, sich weithin breiten den Zweigen. Im alten Griechenland verehrte man symbolisch verstandene heilige Palmen als Mitte der Welt.

Der gotisch gipfelnde Bau der Tanne aber entspricht der nordischen Weltgeometrie am besten. Oben: das ist immer zugleich als Norden empfunden, und die Hyperboreische Schnur, steil hinauf, führt in den Nordpolfahrern so wenig aus wie in den gläubigen Herzen, die „auf den Berg“ wollen.

Das Drahtgestell, an dem man im 18. Jahrhundert die Weihnachtsgaben aufhängte, war in seiner Struktur eine Baum-Nachahmung mit Drahtzweigen. Die Lichter allerdings gehen in neuerer Zeit auf den Stern von Bethlehäm zurück, und das ist nur dort in Vergessenheit geraten, wo die Glühbirnen die finstergrüne Tanne erleuchteten.

In allen Märchen und bei allen Kunst-Dichtern finden wir den mit Kerzen geschmückten Lichterbaum, der im Freien steht. Das stammt aus Tagen, wo es Wohnungen im eigentlichen Sinne, mit warmen Stuben nicht gab. Der Kerzenbaum ist auch nicht nur winterlich: die Kastanie (deutsch „Kastanbaum“) im Mai, wenn sie mit weißen Blüten sich bedeckt, ist als Ganzes ein Lichtertragender Grünbaum, wobei die Dolben die Kerzen sind, und jede Dolbe für sich gleich im Aufbau einem Kerzenbaum, der sich nach oben zuspitzt.

Uns Nordischen kann sich Weihnachten nicht nach dem Orient verschieben, umgekehrt: das Christkindlein kommt zu uns in den Norden. Denn das Isländische steht nicht aus unter dem kalten Winterhimmel. Die alte Sage berichtet, daß in der Zukunft eine heilige Ebersche Lichter aufsteigt, die niemand löschen kann. Diesen Mythus haben wir christianisiert; die Lichter der Liebe Christi brennen unausslöschlich.

Und das Licht scheint in der Finsternis . . . ob das Winterionwendfest Sinnbild der wiedergeborenen Naturlichtheit oder das Christfest Symbol des neuerungen Heiles ist.

Wenn aber Licht ganz allgemein Fruchtbarkeit bedeutet, so paßt die Christgebärende Mutter Maria trefflich unter die Tanne. Wo die Mittel im Weihnachtsbrauch noch eine Rolle spielt, wie in England, ist da noch ein Restchen Bewußtsein von dem alten Zusammenhang.

Die biblische Darstellung von der Geburt des Heilandes in der Nacht kommt unserem deutschen ursprünglichen Symbolgefühl wunderbar entgegen. Daß diese Nacht in Schnee und Eis verlegt wurde, statt unter welchem orientalischen Himmel zu funkeln, versteht sich aus der Zusammenbringung des Zufalles mit Christi Geburt. Wir würden im Sommer kein Bedürfnis haben, Weihnachten zu feiern; da blüht und sprießt ja alles so üppig, als könne es nie vergehen. Der Sinn der Sommer Sonnenwendfeiern mit seinem flammenden Holzstoh ist doch ein anderer: Höhepunkt der Sommerkraft, des starken Lichtes. In den langen dunklen Nächten aber steigt die Lichtsehnsucht in uns auf, und dann ist das Trostbäumchen mit Kerzen blühen. Die Finsternisse, mit ihren undurchsichtigen Nebeln, scheinen gotisch. Geometrisch deutlich stehen die Lichter am Baum. Wir wählen gerade Zahlen: 12 und 24. Niemand wird dreizehn Kerzen auf den Baum stecken.

Die Feste haben ihre Jahreszeiten. Unsere Seele kann sich um „ewige Wifingsten“, um „ewigen Sonntag“ bemühen; aber Weihnachten bleibt immer ein spezifisches Winterfest, auch in unserem Herzen. Denn im Sommer standen wir prahlend da, im Schmucke wachsender Früchte, im Herbst hatten wir eine karge Ernte, weil nicht alle Blütenräume reiften, und nun im Winter sind wir still und ohne Anspruch geworden. Ist doch, als sollte sich endlose Nacht niederlassen, als sei die Blühwilligkeit der Erde gestorben, und dann gehen die Lichtlein, eins bei eins, an unseren immergrünen Bäumchen auf; da ist Lichtglaube, Lichthoffnung, Lichtliebe. Der immergrüne Baum belebt das „Ammergrün unserer Gefühle“, wie Jean Paul die Kraft des nicht verzweifelnden Herzens so schön nennt.

Weihnacht als Kinderfest! Selbstverständlich. Wie schön kann es im unverdorbenen Herzen sein, wenn wir Großen nur statt vom Weihnachtsmann vom „Kindlein“ reden wollten, wie es früher immer geschah. Statt dessen haben wir einen Weihnachtsmann, der im Warenhaus wohnt. So wenigstens ist es in Berlin. Ach nein! Laßt doch wieder mehr frische Luft ins Weihnachtsmärchen!

Wir wollen mit unseren Kindern hinaus in den Wald gehen, und währenddessen hat die Mutter Besuch vom Christkindlein: das bringt ihr die schönen Sachen und hilft sie hübsch aufbauen. Weihnachten ohne Geheimnis ist gar keine Weihnacht. Wie das Wunder im Baum blüht, so muß es auch in unseren Herzen blühen. Das Fest des „Kindes“ für die Kinder. Und Kinder sind wir alle doch des Vaters im Himmel.

Der Herkules von Mannheim

Eine wichtige Neuerwerbung des Bad. Landesmuseums

Von Dr. Georg Troescher

In den Jahren 1724-25 wurde in Mannheim als Abschluß und als architektonischer Mittelpunkt der langen und breiten Hauptstraße, die vom Hauptportal des Schlosses aus in gerader Linie an den Neckar führt, von dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz aus dem Hause Neuburg das Neckartor neu errichtet. Leider ist dieser Bau, der sowohl durch seine meisterhafte architektonische Gliederung, durch die wohlthuende Harmonie seiner Maße, wie auch durch seinen künstlerischen Schmuck hervorragte, heute völlig verloren, denn bereits im Jahre 1846 fiel er der Spitzhacke zum Opfer, die selbst nicht einmal die wertvollen Skulpturen verschonte. Von dem schönen Gebäude besitzen wir nur noch eine alte, in den Einzelheiten offenbar nicht sehr genaue Ansicht, die in dem 1782 erschienenen Kupferstichalbum „Vues de Mannheim“ enthalten ist, dessen Zeichnungen von J. von Schlichter stammen und die dann von den Gebrüdern Klauer in Augsburg gestochen und vervielfältigt worden sind. Außerdem findet man in der 1824 bei Tobias Köppler in Mannheim erschienenen „Historisch-topographisch-statistischen Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung“ von J. G. Rieger eine Beschreibung des Denkmals. Nach der ausführlichen und sehr lebendigen Beschreibung, die sich auch auf die Einzelheiten des Skulpturen Schmucks erstreckt, ist zuletzt die Rede von dem Bildwerk eines weltgelttragenden Atlas.

„Auf der Mitte und Spitze des Daches erhebt sich, mit dem Gesicht gegen die Stadt gekehrt, der gewaltige Anführer, der Himmelsstürmer, der härtige, nervöse Atlas, der eine ungeheure Kugel, das Univeräum, auf den Schultern trägt. Seine Stellung ist durch die Schwere seiner Last niedergedrückt. Mit dem linken gebogenen Knie stützt er sich auf die unter ihm liegende Erde; das rechte Bein liegt zur Erhaltung des Gleichgewichts seitwärts ausgestreckt, die linke Hand hält krampfhaft den Mantel, der sich um die Hüften schlingt, den Rücken bedeckt, und sich über das linke Bein schlägt; der rechte (sogar zerbrochene) Arm streckt sich frei an der Kugel auf, und verhindert das Ueberstürzen derselben. Rechts und links auf dem Dache erhebt sich eine aufgedeckte Mütze mit dazu gehörigem Helme und Waffen... Die Bildhauerarbeiten sind von dem kurzpfälzischen Hofbildhauer Paul Egell.“

Damit besitzen wir eine sehr lebendige und eindrucksvolle Beschreibung des Bildwerks, das uns in erster Linie interessiert, und zugleich erfahren wir auch den Namen des Meisters, der es schuf. Der Hofbildhauer Paul Egell ist in Mannheim 1691 geboren, wird 1712 als Geselle Balthasar Permosers in Dresden genannt und nimmt 1721 seine Tätigkeit am Mannheimer Hofe auf. Neben anderen wichtigen Arbeiten in und um Mannheim haben seinen Namen in erster Linie zwei große Altäre bekenntgemacht: der Kreuzgangsaltar, der einst die untere Pfarrkirche in Mannheim zierte und sich heute im Deutschen Museum in Berlin befindet, und der Altar der Immaculata Conceptio im Dom zu Hildesheim. Beide Arbeiten gehören in der Tat zu den großartigsten Schöpfungen deutscher Hofplastik des XVIII. Jahrhunderts.

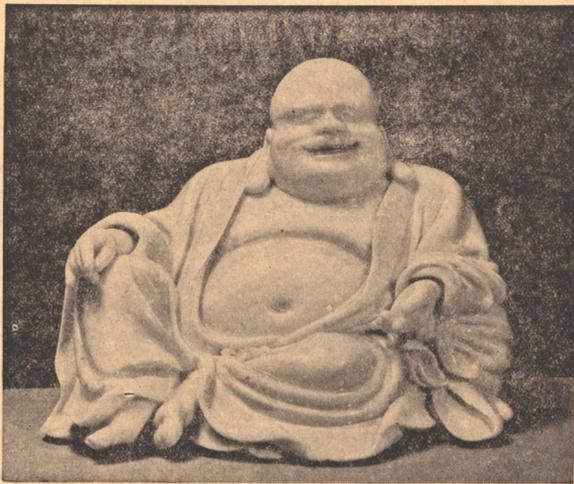
Nun ist ganz fälschlich in Privatbesitz die 42 Zentimeter große Holzfigur eines weltgelttragenden Herkules aufgetaucht, deren künstlerische Handschrift sehr enge Verwandtschaft mit unserem Mannheimer Meister aufweist und zugleich auch so nahe Beziehungen zu jener Altärengestalt besitzt, die einstmal den Giebel des Neckartores krönte, daß kein Zweifel bestehen kann, daß in diesem Holzbildwerk ein Entwurf Paul Egells vorliegt. Durch das dankenswerte, energische Eingreifen des badischen Landesmuseums und bei der verständnisvollen Opferbereitschaft des badischen Unterrichtsministeriums konnte dieses wichtige Denkmal vor einem ungewissen Schicksal bewahrt und für die Heimat Baden gesichert werden.

Schon Egells Lehrer, der nach Dresden berufene, aus Oberbayern stammende Balthasar Permoser schuf als Bekrönung des sogenannten Wallpavillon am Dresdener Zwinger einen Atlas mit der Weltkugel auf den Schultern. Doch zeigt dieses eindrucksvolle Bildwerk noch ganz die individuelle Schwere des Barock; zeigt deutlich das Bestreben, den menschlichen Körper in Aktion mit gewaltig wirkenden Bewegungen zu geben. Der Mannheimer Egell dagegen gehört der ganz anders eingestellten folgenden Generation an; in ihm ruht eine entgegenge setzte Auffassung von der künstlerischen Leistung: fest ordnet er sich der dekorativen Gesamtdarstellung des Kunsterkes unter, diesem will er dienen und darum interessiert ihn auch als Bildhauer ein einzelner menschlicher Körper recht wenig. Somit ist er auch der typische Vertreter des Rokoko.

Betrachten wir nun unser Holzmodell etwas näher! Der linke Unterarm des Herkules ruht nach auf einer roccailienartig durchgebildeten Erberhöhung, während das rechte, sehr muskulös geformte Bein als zweite Stütze dient und durch die leicht gebeugte Haltung wie durch die gewaltige Anspannung aller Muskeln den Eindruck der Schwere der Last verstärkt. Der Oberkörper des Helden ist vorgezogen und trägt auf Nacken und Kopf die Kugel des Univeriums, die auch hier mit der erhobenen linken Hand vor dem Herabrollen bewahrt wird wie bei der Gestalt auf dem Giebel des Neckartores. Aber dennoch bestehen auch unverkennbare Unterschiede zu der ausgeführten Steinfigur. Während sowohl aus der eingangs erwähnten Abbildung, wie auch aus der herangezogenen ausführlichen Beschreibung deutlich ersichtlich ist, daß der Hiel des Steinbildwerks teilweise mit einem Mantel bedeckt war, „den die linke Hand krampfhaft hält“, erscheint der Holzgott auf unserem Holzentwurf mit einem Löwenfell bedeckt, dessen finster drohendes Haupt er über Kopf und Stirn gezogen hat. Und bei der Holzgruppe hat er auch unter die linke Achsel das obere Ende einer großen, nur ganz roh zubelebenden Keule gehoben, die er mit der linken Hand festhält und die mit dem anderen Ende auf der unteren Sockelfläche aufliegt. Der Künstler gewinnt auf diese Weise einen dritten Stützpunkt für den niedergebogenen Körper, wodurch die Illusion der Ungeheuerlichkeit der Schwere dieser Last in unvergleichlicher Weise vertieft wird. Zugleich erreicht der junge Meister mit dieser sehr individuellen Lösung, die künstlerisch der unter Beihilfe von Gefellen ausgeführten Steingruppe weit überlegen ist, eine überzeugende Harmonie im Aufbau des Bildwerks.

Das Problem der Giebelverzierung durch Standfiguren an den drei Ecken beschäftigte aber den jungen Egell bereits längere Zeit. Vor einigen Jahren hat G. Rieger (Pfälzisches Museum 1931) in den Zeichnungsbeständen des Kupferstichkabinetts des Martin-von-Wagner-Museums in Würzburg einen figurierten Entwurf Egells zum plastischen Schmuck eines Giebels wiedergefunden, den drei Gestalten „Wahrheit“, „Friede“ und „Weisheit“ zieren. Nun ist sehr interessant, daß die letztere Gestalt, die Wahrheit, abhängig erscheint von der 1716 datierten Minerva Balthasar Permosers im Dresdener Albertinum, worauf schon Rieger hingewiesen hatte. Und vergleichen wir jetzt den mit dem Löwenfell bedeckten Herkules mit der Kugel des Univeriums, der auf der Würzburger Zeichnung die Stärke personifiziert, so werden die künstlerischen Entwicklungslinien deutlich. Wir erkennen den Weg, der von der eingangs erwähnten Steinfigur Permosers im Dresdener Zwinger von 1716 über die noch sehr bewegte Gestalt auf der Würzburger Zeichnung von etwa 1720, dann weiter über den vorliegenden Holzentwurf, der um 1722 anzusehen wäre und in vielfacher Beziehung sehr wichtig und wertvoll ist, zu der dekorativen und ruhig vereinfachten Steinfigur des Mannheimer Neckartores von 1724/25 führt.

An dem Holzbildwerk Paul Egells sehen wir, daß eine einzige wieder-gefundene Arbeit aus der Hand eines bedeutenden Meisters bisweilen dessen künstlerisches Schaffen in ungeahnter Weise aufhellen vermag.



Lächelnder Buddha Porzellan aus einer späten Epoche

Der Besucher der Internationalen Ausstellung Chinesischer Kunst in der Kgl. Kunstakademie zu London sieht, noch bevor er die Treppen emporspringt, in der Ferne das gebauene Haupt des Bodhisattva, „eines Wesens, das in den letzten Frieden einziehen kann, wenn es will, aber wartet, bis es diese Seligkeit mit der ganzen Welt teilen kann“. Stufe um Stufe wächst die säulenartige Gestalt in die Höhe. Endlich ragt sie in ihrer ganzen Größe über dir auf, ihr geheimnisvolles Lächeln lächelnd.

Das ist der erste Eindruck, den man empfängt, maßgebend für die Atmosphäre der Ausstellung und bezeichnend für die chinesische Kunst und ihre unsterbliche, sich stets erneuernde Tradition, die langsam aus den Nebeln von Zeit und Legende in das Tageslicht der Geschichte hervortritt, mit einem Lächeln über die Sorgen und die Leiden der Menschheit.

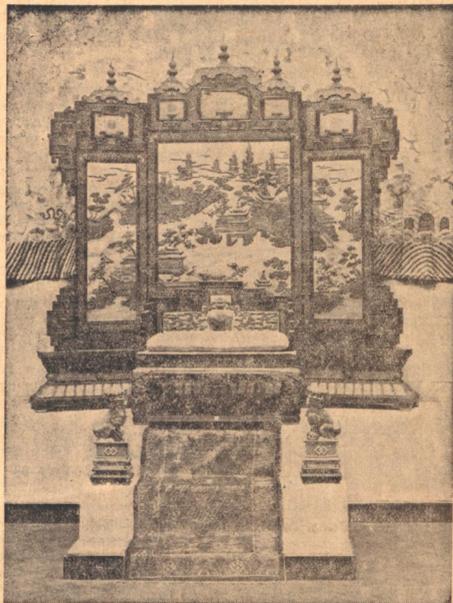
Keine Landschaftsmalerei ist in Europa eine ziemlich neuzeitliche Erscheinung. Das griechische Ideal, auf dem wir aufbauen, suchte die Natur zu vermenslichen, stellt sich Wolken, Felsen und Flüsse in menschlicher Gestalt vor. Der Chineser dagegen hat schon in den ältesten erhaltenen Malereien die Menschen „naturalisiert“ und fand menschliche Erfahrung und Wäur, e in den Werken der Natur wieder. Eine Landschaft von Rubens ist die Arbeit eines Malers, der glaubte, der Mensch sei der der Schöpfung und Mittelpunkt des Univeriums. Eine chinesische Landschaft, selbst wenn sie von einem Kaiser gemalt wurde, ist das malerische Nachhaken eines Künstlers, der die Verwandtschaft zwischen seinem eigenen Leben und dem der Vögel und Insekten, Bäume und Blüten anerkennt.

Der alte chinesische Zeichner fiel nie in den Irrtum, anzunehmen, daß die genaueste Wiedergabe der Natur zwangsläufig die überzeugendste sei, sondern wußte, daß dazu der glückliche Ausdruck der Gefühle, die er aus ihr ableitete, gehörte. Kunst war für ihn nicht eine Handfertigung, dagegen eine Angelegenheit der Gedanken und Gefühlsbewegungen. Er war Meister darin, das wahre Wesen des Gegenstandes in wenigen schnellen Pinselfstrichen zu erfassen.

„Eine Landschaft“, sagte Kuo Hsi im elften Jahrhundert, „ist eine große Sache, die von der Ferne betrachtet werden muß, um die Gedanken von Hügel und Fluß in sich aufzunehmen; aber Figuren sind kleine Dinge, die von der Nähe gesehen und mit einem Blick begriffen werden können“. Da hängt eine Landschaft, eine Weide, die von Regenschauern gepfeift wird, eine Weide trauernd und naß, und ein kleines Boot erhebt in weiter Ferne. Man jagt unwillkürlich, der Künstler hat den Me-

Chinesische Kunst

Ein Rundgang durch die chinesische Ausstellung zu London 1935/36



Kunstvoller chinesischer Hausaltar

gen länger beobachtet, als es wir ungeduldrigen Europäer jemals tun könnten, und er kannte den ländlichen Bootsverkehr des Flusses, an dem er wohnte, wie die Träume, die durch seine Seele zogen.

Wir gehen in einen anderen Saal und sehen eine kleine rechteckige Tafel mit einer blauen Peonie, deren Farbe so zart ist, wie Morgenebel. Eine Welle fließt auf der Blüte und eine andere fliegt eben vorbei. Ihre Flügel verfliegen in der Luft, in der drei Blumenblätter herabfallen. Wundervoll ist ein Maimorgen auf einer Porzellanvase, mit einem Hagedorn, der in der aufgehenden Sonne erwacht. Oder die drei Christantemen auf einer anderen, mit dem tiefen Leuchten ihrer Farben und der Anmut der zarten Spitzen der Blütenblätter, leicht wie Federn. Dort eine „Eisblüte“ in Cloisonné, bläulich, die von zwei bläulichen Figuren getragen wird. Sie scheinen Diener eines reichen Hauses zu sein, mit ihren fetten Wangen. Oder sind es Gnommen? — China liegt nahe an der Grenze von Feenland, das wir in so vielen Darstellungen wiederfinden. Auf dem Dedel der Kiste liegt ein kleiner Hund aus Bronze. Sein Gesicht und seine herabhängende Zunge sind köstlicher Ausdruck reiner Freude, und sein Schwanz scheint heute noch zu wackeln, wie er es in den Tagen von G'ien lung wohl tat.

Im Tang-Saal sehen wir einen Löwen, mit einem verärgerten Ausdruck in den Zügen, der seine rechte Hinterpfote nach einem Fisch abknabbert, so voller Leben, als wenn er sagen wollte: „Jetzt hab' ich ihn“. In demselben Glasfahnen ist ein Kamel, 1200 Jahre alt; es trägt ein paar Dämonen, deren Köpfe von dem Sattel herabhängen.

Und über allen schwebt, heute noch wie vor 2000 Jahren, das geheimnisvolle, weltverachtende und weltverheißende Lächeln des immergleichen Buddha, das man als unergreiflichen Eindruck dieser Ausstellung nach Hause trägt.



Das Mädchen mit den Schafen Vase aus der Ch'ien lung Periode. Im Besitz des Sir Percival David.

Alle Länder der Welt haben zur unerschöpflichen Fülle des Gebotenen beigetragen. Ueber 2000 feinste Gegenstände stammen allein aus Museen und Privatansammlungen, und 800 Meisterstücke aus dem „Kaiserlichen Palast“ von China, die zum erstenmal in Europa gezeigt werden. Größen, farben- und wertvolle Kontraste verwirren in ihrer Vielfältigkeit den Betrachter, der ohne die erforderlichen Sonderkenntnisse die Ausstrahlungen der chinesischen Seele auf sich wirken läßt. Die Ausstellung ist nach Zeitaltern und Dynastien geordnet. Sie beginnt mit Bronze- und Jadefiguren aus dem ersten und zweiten Jahrtausend v. Chr. Je näher wir an die von den Chinesen als ihre klassische Periode der Tang Dynastien (618-908) herankommen, desto weiter wird das Feld der Kunst, der Materialien, die der Künstler verwendet, und der Gegenstände und Gedanken, welchen er Ausdruck gab.

Es ist einem Laien nicht gegeben, in eine fachwissenschaftliche Beschreibung einzutreten. Er kann im besten Fall einige persönliche Beobachtungen machen. So fällt ihm der Unterschied zwischen der westlichen Malerei und der chinesischen ins Auge.



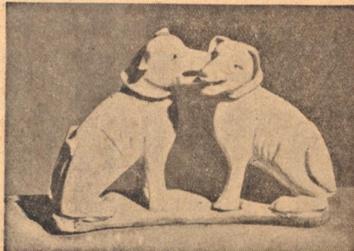
Weingefäß in Entenform Bronze. Chou-Dynastie Victoria-und-Albert-Museum London.



Gruppe von zwei Hunden Porzellan. P'ang-shi 1662-1722 Sammlung der Lady Ward.

Bronzener Elefant Aus der Zeit der Chou-Dynastie. Louvre in Paris.

Aufnahmen: Auslandsbilder H. G. Cooper & Sons (2), Medici Society (4).



Weihnachten in der Wüste

Von Douglas C. Fox, Mitglied der 12. Frobenius-Expedition

Am 22. Dezember 1934, bei herrlichem Wetter, startete die kleine Kolonne mit Frobenius nach Kila. Alles ging glatt, obwohl die Wagen äußerst schwer beladen waren, bis wir zur sogenannten „steilen“ Auffahrt kamen, wo man stets einen Weg aus Strickleitern, Brettern und Steinen bauen mußte, um die landige Böschung hinaufzukommen. Das Herankommen der Wagen dauerte länger als gewöhnlich, da es gerade Mittag war, die Zeit, in der der Sand noch weicher ist als sonst. So wurde es dunkel, bis wir in Kila ankamen. Das Zelt unseres „Kaba Kibir“ Frobenius und die der zwei Neulinge wurden im Nu aufgeschlagen. Dann verammelten wir uns im Messzelt, um die Nachrichten aus Deutschland und die Neuigkeiten von zu Hause und von unserem Institut zu hören. Briefe gab es aber nicht. Diese Kostbarkeiten wurden bis zum Weihnachtstag aufgehoben. Und allmählich, die Köpfe voller Gedanken, die gar nichts mit der Präzision zu tun hatten, legten wir uns zur Ruhe.

An den nächsten beiden Tagen gab es viel zu tun. Mhotert fuhr mit Frobenius zu allen Arbeitsplätzen — auf die Sand- und Steinrücken, zum Horstfeldberg und Abatberg, zur ausgetrockneten Wasserfelle und in das Tal der drei Bäume — um die Fundstellen anzusehen. Die anderen fortierten und packten Steinwerkzeuge. Friedrich und ich hatten eine sehr schöne Beschäftigung. Man hatte auf der Fahrt recht viel Vieh geholt, so daß wir jetzt verurteilt waren, 24 Kühe in den Weiden zu füttern. Ein tiefer Nebel erfüllte uns allmählich gegen die Dornen, die verschiedentlich unfindbar im Mantel stecken blieben und den schon reparierten Schlauf nach einiger Zeit wieder beschädigten. Wir hatten so viel Vieh beim Füttern, daß wir erst am heiligen Abend fertig waren und das Gefühl hatten, das Festessen rechtlich verdient zu haben.

Weihnachten und kein Abendessen

Dann gingen wir außerordentlich schmuck in unsere Zelte, machten uns für Kilaer Verhältnisse ungewöhnlich sauber, legten uns auf unsere Feldbetten, rauchten einige der englischen, von den Fliegern gestifteten Zigaretten und warteten auf den Ruf zum Abendessen. Er erfolgte aber nicht. Ich warf einen Blick heraus. In einem Tisch im Freien, in Schafpelze gehüllt — gegen die nächtliche Kälte — saßen Mhotert und Frobenius, die beim schwachen Schein einer Petroleumlampe eine Karte studierten. Im Messzelt kein Licht. In den Zelten der Damen war es auch stockdunkel. Aus dem Kochzelt kam Osman heraus hinter einem Storpion herjagend und furchterlich auf Arabisch schimpfend. Diese Dinger waren das einzige, was sein trübes Antlitz in Bewegung setzen konnte. Er versuchte, das Tier totzutrampeeln und auf meine Frage sagte er, daß er über das Abendessen nichts wisse.

Ich forderte Friedrich auf, zu mir herüberzukommen, um uns mit einem „Sundowner“ über dies mißglückte Weihnachten zu trösten. Wir setzten uns auf das Feldbett, holten den Booths London Gin, die Angostura Bitters und zwei Metallbecher aus meinem kombinierten Schrank und Schreibisch, der aus zwei Benzinflaschen bestand und tranken den Sundowner. Dann hoben wir einen zweiten unserer Mägen wegen und einen dritten aus guter Kameradschaft. Schon nach dem ersten fühlten wir uns wohl, freuten uns über die Herrlichkeit des Lebens im Freien und vergaßen das Essen völlig. Als wir beim vierten waren, erscholl plötzlich ein toller Lärm, ein wildes Getöse auf Viehgeräten, dessen Getöse den Seeboden erzittern machte. Es schien von der Klosterkirche zu kommen. Wir nahmen unsere Laternen und liefen hin.

„Stille Nacht“ im Wüstenkloster

Unterwegs stießen wir auf Frobenius und Mhotert, Weyersberg, Paul, Marr und Beck. Jeder trug eine Laterne, jeder marschierte feierlich und andachtsvoll auf das Kloster zu. Was war denn los? Was hatte der Lärm zu bedeuten? Ungebuldig und abnunglos marschierten wir mit. Vom Feuer vor dem Askarizelt bläute unsere Bewachung erkant zu unserer Prozession herüber. Was machen denn die Deutschen, die komischen Deutschen, die zwar glänzend Auto fahren, aber immer bloße Steine aufheben? Was haben die jetzt für einen Unsinn vor?

Ich glaubte zwischen den Steinblöcken des Klosters gelbes Licht zu sehen. Mhotert verstand und plötzlich sah der blendende Strahl einer Autoscheinlaterne durch die Dunkelheit auf die Ruine. Oben auf den Trümmern sah wie eine himmlische Erscheinung eine weiße Gestalt. Sie bewegte die Arme und gleichzeitig ertönten Orgelklänge einer Ziehharmonika und formten sich bald zu der feierlichen, sanften Melodie, „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Unwillkürlich blieben wir stehen. Nun neigt sich die Gestalt etwas zur Seite und da kommt im Hintergrund die Spitze eines Weihnachtsbaumes, von einem über den Stern getrieben, zum Vorschein. Dahinter spannt sich der Himmelsvorhang des Sternenhimmels. Und durch die Weite der Herven, fallen dunklen Umhüllungen dringt, sanft wie ein Seufzer, die Melodie des heiligen Liedes.

Die Musik hört auf und beginnt dann von neuem mit einem frohen Kinderweihnachtslied. Wir stürzen zum Kloster.

Ein Weihnachtsmärchen

Vom ganzen Bau war nur ein Raum stehen geblieben und hier war so viel Sand hereingeweht, daß man durch die Türöffnung auf dem Bauch hereinkriechen mußte, und, einmal drinnen, nicht richtig aufstehen konnte, ohne mit dem Kopf gegen die schweren Granitbalken der Decke zu stoßen. In der Mitte stand mehrere Balken heruntergefallen und durch diese Öffnung ragte der Weihnachtsbaum zum Sternenhimmel empor. Es ist eine Eder vom Libanon, die der deutsche Konsul in Jerusalem besorgte und die Frobenius mitgebracht hat. Von den Steinbalken hängen kleine Kalebassen, in denen Kerzen stecken. Der Baum ist mit Drangen und mit den Prunkstücken unserer Steinwerkzeuge — als Ueberrückung für Frobenius — geschmückt. Unten ist eine kleine Krippe aufgebaut, ein Geschenk

der Frau Konsul. Daneben stehen Flaschen: Kognak, Gin, Rum, Whisky, Chianti und Champagner. Aus einer Seite brennt ein Kameldornfeuer und an den Wänden entlang hat man als Sofas die Lederfelle aus unseren Wagen gelegt. Auf jedem Sitz türmen sich Berge von Briefen und Paketen. Wir hocken da, blinzeln, kaum den Augen trauend. Es scheint ein Traum, ein Märchen, keine Wirklichkeit.

Weihnachten am Kamarujukfjord

Von Ing. Kurt Herdemerten, Mitglied der Deutschen Grönlandexpedition „Alfred Wegener“

Ueber mein Tagebuch aus der Eiswüste Grönlands gebeugt, denke ich mit Wehmut zurück an das Weihnachtsfest 1930. Greifbar klar stehen die Bilder dieses Tages vor meinem Geiste.

Am 7. Dezember war die Entlastungsgruppe zurückgekommen. — ohne Alfred Wegener, auf dessen Rückkehr von der Station „Eismitte“ sie wochenlang gewartet hatte. Furchtbar lastete die Ungewißheit über sein Schicksal auf uns, den Inaffen der Westküste.

Trotzdem war schon am Morgen des Weihnachtstages auf den Gesichtern der Kameraden ein Widerschein von Freude zu sehen. Jeder hatte den Wunsch, dem anderen ein paar gute Worte zu sagen, ihm kleine Freuden

Inzwischen spielt die Ziehharmonika weiter und wir singen mit. Dann schweigt sie. Duffin, ihren Kajak mit einem weißen Moskitonez umhängt, kriecht in den Raum hinein. Peng! geht ein Korfen los. Mhotert ist schon an der Arbeit. Ich auch. Ein fröhlicher Umruhr beginnt. Wir trinken auf die Heimat, auf die Zurückgebliebenen, auf Frobenius und auf die Erfolge der Expedition. Auf einmal, wie aus der Luft, erscheint das Abendessen. Dafür, wie auch für das ganze Fest, sind die Damen verantwortlich. Den ganzen Nachmittag haben sie hier heimlich gearbeitet. Unter fröhlichem Singen, Lachen, Trinken und Erzählen werden die Weihnachtspakete aufgemacht. Einer hat Stumpen — echte, deutsche Stumpen! — und Bücher, der andere Schokolade und Weihnachtsgeschenke, der dritte warme Kleider und Parfum, der vierte Pralinen und Marzipan. Briefe haben wir bis morgen auf.

Um Mitternacht, als die fröhliche Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hat, wünschen wir uns gegenseitig noch einmal ein frohes Weihnachtsfest, nehmen unsere Geschenke und Laternen und gehen still und fröhlich über den Seeboden zu unseren Zelten.

Die anderen Tage während der Ueberwinterung waren mit Arbeit ausgefüllt. Schon am Morgen tönte das Tick-tack des Funkers in unseren Schlaf. Wettermeldungen kamen und gingen. Die Morgenmahlzeit, Hafergrütze, wurde eingenommen und die „Schachtarbeiter“ kamen aus ihren Kojen. Meter um Meter gruben wir uns damals in den Gletscher hinab, um dort Temperaturen zu messen und eiswissenschaftliche Studien zu machen. Mit Beginn dieser Arbeiten wurde es immer sehr unruhig in der Station: Am Grund des Schachtes stand ein Mann und hatte das Eis los, der nächste an der Schachöffnung zog die gefüllten Eimer nach oben, wo der Dritte sie ihm abnahm, zu einem Fenster trug und hinausreichte.



Wenn der Nikolaus zu den Eskimos kommt!

Aufnahme: Presse-Photo

zu bereiten, um ihm diesen Tag in der Einsamkeit zur schönen Erinnerung zu gestalten. Am Mittag ging ich aus dem Stationshaus hinaus. Auch dort brannte ein Weihnachtsbaum, aber anders als im Vaterland. Eine tiefe Sehnsucht nach den verschiedensten Bildern der deutschen Heimat wurde plötzlich in mir groß. Ueber mir peitschte der harte Phosphorblanz des Polarlichtes mit rasender Geschwindigkeit dahin und leuchte den ganzen Himmelsraum in Brand. Unfassbare Gewalten der Polarwelt! Das Nordlicht verblühte, ungezählte Sterne tanzten und Frieden ins Herz. Der eifige Sturm, die große Kälte trieben mich bald wieder hinein in das Winterhaus.

Friedvoll lag es tief im Schnee, nur der Schornstein ragte darüber hinaus. In der geisterhaften, nur fernerehellten Finsternis ist es schwer zu denken, daß 8 Menschen dort unter dem rauchenden Noth leben und diese Einsamkeit auf sich genommen haben, um Dienst an deutscher Wissenschaft zu leisten. Wohlige Wärme schlug mir entgegen, als ich durch Schacht und Fenster hinausblickte. Auf drei Grönländer saßen dort unten bei uns, die durch das Meeresschiff verbunden waren, beimzufahren. Sie konnten zum ersten Mal ein deutsches Weihnachtsfest leben.

Es war auch gefährvolle Arbeit. Nur primitive Mittel standen uns zur Verfügung. Jeder Handgriff mußte in Ruhe überlegt und ausgeführt werden. Denn ein kleines Stück herabfallendes Eis würde bei der Enge des Schachtes den unten arbeitenden Kameraden erschlagen haben. — Unterdessen kostete einer der furchigen das Mittagessen. Der Reihe nach kam jeder für den Küchendienst dran. — Andere Kameraden saßen um den Tisch und machten schriftliche Arbeiten, Eintragungen, Vorarbeiten für den Sommer. Dann war wieder Funktermin. Mit dem Nachmittagskaffee wurde die Schachtbau-Arbeit beendet. Später, als der Schacht fertig war, kamen dafür die regelmäßigen Ablesungen der 10 Schachthermometer an die Reihe, die alle 2 Meter in einem Loch in der Schachtwand eingelegt waren. Bis das Abendessen zurechtgemacht war, las, arbeitete man, spielte Schach, unterhielt sich. Und regelmäßig wie ein Uhrwerk verteilten sich über einen solchen Tag die meteorologischen Termine. Im Freien stand die Thermometer- und Barometerhäute mit den verschiedensten Apparaten, die zu bestimmten Zeiten abgelesen und notiert werden mußten. Auf dieser Höhe drehte sich das Windrad, das dauernd die Windgeschwindigkeit elektrisch in die Station registrierte.

An diesem Tag ging es nach dem Mittagessen an die Vorbereitungen zur Weihnachtsfeier. Eine Bowle wurde angelegt, unter letztes Pferdeweis heringelegt. Gemüse lieferten die Kontern, Schokoladen, Backwerk und Mandeln waren in den eigens zu diesem Zweck mitgenommenen Weihnachtstaschen. — Dann hielten drei kleine Bäumechen mit Lichtern, 11 Tellern mit Süßigkeiten, Zigaretten und Tabak auf dem Tisch. Jeder trank in seinem Gedächtnis nach kleinen Sätzen, um sie als geringe Aufmerksamkeit den Kameraden zu überreichen. Auch die braven Grönländer wurden bedacht. — Und dann klang unsere Weihnachtsglocke: Die großen Eis-Stahlhörner geben einen klaren Klang. Die Richter werden angezündet und wortlos sehen wir uns an. Es ist die ferne Heimat, die in den Augen glänzt. Pange dauert es, ehe wir in unser Lied einstimmen können. Ich glaube, daß es den Kameraden so erging wie mir: Einem überrollen Herzen verlagte zunächst die Stimme. Doch dann tönt in der trostlichen Eiswüste das „Stille Nacht, heilige Nacht“, der Baum ist gebrochen.

Aber wir denken an die Kameraden, die nicht bei uns sind. Wie mag es den Dreien ergehen, die unten am Fjord sitzen und versuchen, mit einer Kolonie Verbindung zu bekommen? Sie haufen dort in einer aus Ästen und Brettern provisorisch zusammengeschlagenen Hütte, durch deren Ritzen der furchtbare Fallwind der grönländischen Fjorde heult. — Wie sieht es in „Eismitte“ aus, wo zwei der unsren den Polarwinter durchkämpfen in der tödlichsten Verlassenheit, die die Welt aufzuweisen hat? Feiern sie, denen das feste Winterhaus nicht mehr auf das Inlandeis geschafft werden konnte, den Heiligen Abend in den Schlafsäcken aus Fell in einem dünnen Zelt oder haben sie sich gegen die furchtbare Kälte einen Keller in das Firneis gegraben? Feiern sie überhaupt noch? — Und der Führer unserer Expedition, Alfred Wegener, der mit seinen Begleitern zum Entfesseln von „Eismitte“ Anfang Oktober ausging und noch nicht zurückgekehrt ist? Wir hoffen, daß auch sie in „Eismitte“ ihr Weihnachten haben.

In dieser Feierstunde war es wohl gut für uns, daß wir noch daran glauben durften. Noch ahnten wir nichts von dem Grab, das bereits einen Monat vorher der treue Grönländer Blasius Wilmunen dem ersten deutschen Grönlandforscher aus Eisblöcken hatte bauen müssen. Noch verdäuserten die Todeschatten unseren Weihnachtabend nicht.

Luciatag und Julklapp

Wie man in Schweden Weihnachten feiert

Gibt es wohl ein Land, in dem Weihnachten so stimmungsvoll und traditionsreich gefeiert wird als in Schweden? Man muß es selbst mitgemacht haben, um es beurteilen zu können.

Es beginnt eigentlich schon am 13. Dezember, am „Luciatag“, an dem die weißgekleidete Lucia, es ist gewöhnlich eine Tochter des Hauses, mit einem brennenden Lichterkranz im Haar mit dem Frühstück von Bett zu Bett aller Hausbewohner geht. Da durchströmt einem zum ersten Male das schöne Gefühl — es ist nicht mehr lang bis Weihnachten!

Und dann kommen die Abende, an denen man vor lauter Handarbeiten nicht ins Bett kommt, die Tage des Großreinemachens und der vielen Vorbereitungen.

Der große Tag! Der Weihnachtsbaum ist geschmückt, der Tisch feierlich gedeckt und geziert mit Kerzen in roten Ingeligen Leuchtern, Tannen- zweigen, Christkugeln und als Hauptperson in der Mitte steht der „Julabock“, ein Kiegebod mit langen Hörnern und Bart aus Stroh.

Das Dampfvergnügen des Tages besteht im „boppa i grutan“. Wer da nicht dabei war, kann sich kaum einen Begriff von diesem Fest machen. Jedes Familienmitglied erhält eine Scheibe Brot und dann geht es auf in die Küche, wo in einem großen Topf der Weihnachtsschinken kocht. Das Brot wird in die siedende Brühe gelegt und wehe dem, der den richtigen Augenblick des Herausholens verpaßt!

Nach dieser Zeremonie geht man zum Weihnachtessen. Der Tisch strahlt feierlich im Glanz der vielen kleinen Kerzenlichter. Das Essen besteht aus Schinken, braunen Wokner, Kartoffeln und Apfelsauce, danach Gebäck

und Kaffee und vor allem das berühmte Weihnachtbier, ein starkes, süßliches Malzbier.

Bei brennendem Lichterbaum werden fröhliche Weihnachtslieder gesungen, die aber nicht weniger stimmungsvoll als unsere feierlichen sind, da sie besser in den Rahmen des schwedischen Weihnachtsfestes passen. — Die Geschenke liegen nicht unter dem Christbaum, oh nein, sie werden mitten während der Feierlichkeiten verpackt in weichen Seidenpapier mit lustigen Versen versehen zur Füre herein gemorren. Man kann sich den lustigen Tumult vorstellen, bis jeder die ihm zugedachten Gaben gefunden hat. Dies ist der echte schwedische „Julklapp“, eine Verzerrung, die es in Dänemark auch gibt, nur daß dort der Julklapp am Nikolaustag in Erscheinung tritt.

Nachdem die Geschenke betrachtet und alle Verse vorgelesen sind, kommt der obligate Stodfisch auf den Tisch, der mit grünen Erbsen gegessen wird. Als Nachtisch gibt es Reisbrei, in dem eine glücksbringende Bohne versteckt ist. Schwedenmensch und Süßigkeiten vervollständigen das Mahl. Wieder werden lustige Lieder angestimmt, und in einer Kette tanzt die ganze Familie um den Weihnachtsbaum und durch alle Zimmer des Hauses.

Es liegt ein großer volkstümlicher Reiz in der Aufrechterhaltung dieser Weihnachtsstraditionen, die von Urzeiten her immer wieder weiter verbreitet werden, aber man muß ein kindliches Herz mitbringen, um den schwedischen Weihnachtstitten gerecht zu werden.

J. v. F i r a r d.

Durch unruhiges Asien

Originalberichte von der großen Sven-Hedin-Expedition 1933-35

Copyright by Dr. Sven Hedin. Vertrieb für Deutschland: Ludwig Wolfbrandt, Berlin. 7. Fortsetzung.

Auf Leben und Tod

Wir wurden in das Spechzimmer geführt, als Chang hereintrat und uns auf das Bestimmteste erklärte, daß wir das Auto hergeben sollten. Obgleich er dieses unglaubliche Ansuchen fast herabschrie, blieb ich vollkommen ruhig und machte ihn darauf aufmerksam, daß ich im Dienste der Regierung von Nanjing stünde und kein Recht habe, das Auto herzugeben. „Nanjing“, erwiderte er höhnisch, „hat für mich absolut keine Bedeutung, hier herrschen Kriegsgesetze und nicht Nanjing. Noch heute Abend muß das Auto auf meinem Hofe stehen.“ Ueber eine solche Dreifügigkeit konnte ich nur lachen, ich stand auf und verließ wortlos das Zimmer. Mit der Taschenlampe in der Hand erreichte ich das Personenauto und wollte mit Yew, der hinter mir stand, gerade einsteigen, als wir von drei Soldaten mit Gewalt zurückgerissen wurden. Yew wurde wütend, wollte sich auf die Soldaten stürzen, als bereits drei andere Soldaten mich ergriffen und uns mit Gewehrkolben und geballten Fäusten in den Hof trieben. Es erging es nicht anders.

Im Hof standen etwa vierzig Soldaten, von denen die Hälfte das Gewehr schußbereit hielt. Man befahl uns, Kopf und Hemd auszuziehen, was wir unter den Drohungen tun mußten. Die Soldaten, die die ganze Zeit um uns gestanden hatten, legten ihre scharf geladenen Gewehre auf uns an, den Finger am Abzug, schußbereit Yew, Georg und Esfe hatten schon die Hände auf den Rücken gebunden bekommen und mir wollte man eben gleichfalls die Hände binden. Es waren furchtbare Augenblicke, die aufregendsten Gedanken schwirren durch meinen Kopf, ich mußte sofort meine Entscheidungen treffen. Wir war klar, daß wir im nächsten Augenblick erschossen würden, den anderen Expeditionsteilnehmern stand kein anderes Schicksal bevor. In diesem Moment höchster Gefahr rief ich Georg zu: „Sag ihnen, daß sie den Wagen bekommen. Ich will sofort Chong sprechen.“ Mit ruhiger klarer Stimme überlegte Georg meine Worte. Es wurde ganz still. Chang, der auch inzwischen auf den Hof gekommen war, gab einen Befehl. Wir mußten uns anziehen und wurden wieder in das Zimmer hinausegeführt. Unten auf dem Hof war es dunkel geworden, nur ein schwacher Schein aus den Fenstern erleuchtete ihn. Chang trat jetzt auch in das Zimmer ein, wo ich gefangen saß. Stimmengemurmel und Gelächter von Gewehren drangen vom Hof herauf. Ich glaubte, jeden Augenblick die Schüsse zu hören, die meine Kameraden unten lösten. Es waren furchtbare Augenblicke für mich. Die Minuten verfloßen zu Ewigkeiten.

Pötzlich wurde die Tür aufgerissen. Yew wurde so heftig ins Zimmer gestossen, daß er beinahe in meine Arme fiel. Chang schrie: „Sagen Sie ja oder nein.“ Ich war mir sofort klar, ein Nein wäre der Tod meiner Kameraden gewesen. Mit größter Kaltblütigkeit sagte ich: „Ja.“ Ich antwortete erst, wenn meine drei Freunde von ihren Fesseln befreit sind.“ Ein neuer Befehl von Chang. Georg und Esfe wurden heraufgeführt und allen dreien die Fesseln abgenommen. Drohend, mit funkelnden Augen schrie mich Chang an: „Antworten Sie nun!“ Ich sagte darauf, sie könnten einen Lastwagen haben, aber nur gegen Quittung. Das wurde verworfen, aber der Lastwagen sollte sofort auf den Hof gebracht werden. Yew und ich wurden als Geiseln zurückgehalten, bis der Wagen kam.

Während dieser Vorgänge waren auch unsere anderen Expeditionsteilnehmer in ihrem Quartier von Soldaten rücksichtslos behandelt worden. Mit vorgehaltenen Pistolen wurden sie aus den Betten getrieben, alles wurde untersucht und meine Kameraden selbst auf den Hof geschleppt. Als Georg mit dem Lastwagen ankam, war es inzwischen Witternacht geworden. Ich sagte, daß das Auto zur Verfügung stünde, worauf wir sofort freigelassen wurden.

Wir gingen in unser Quartier zurück und berieten bis nachts drei Uhr. Wir waren uns darüber klar, daß wir vogelfrei in einem feindlichen Lande waren und uns jeden Tag das Schicksal ereilen konnte, dem wir heute entronnen waren. Würden wir das

Land lebend verlassen und unser Ziel erreichen können? Das war die bange Frage, die uns die ganze Nacht nicht schlafen ließ. Raum war die Sonne aufgegangen, als wir bereits fahrfertig waren, die letzten Sachen wurden noch aufgepackt, und mit einem Gefühl der Erleichterung verließen wir Korla. Allerdings hatten wir Sorgen, denn Georg fehlte und mit ihm das Lastauto, das man von uns zur Beförderung von Chang erpreßt hatte. So zogen wir weiter, jeder in Gedanken versunken und mit den letzten Erlebnissen beschäftigt, nur mit dem einen Ziel, so rasch wie möglich dem Schauplatz der Kriegswirren zu entkommen.

Obwohl wir die ersten Tage nichts von Georg erwarten konnten, waren wir doch immer um sein Schicksal besorgt, unsere Freunde war deshalb nicht zu beschreiben, als wir am 8. März bei der Nacht in einem klei-

nen Dörfchen plötzlich das Summen eines uns wohlbekannten Motors hörten. War das Georg? Täuschten wir uns nicht? Vielleicht eine Meute Soldaten, die hinter uns her ist! Alles war bei uns in höchster Aufregung. Endlich konnten wir in einer Staubwolke ein Auto erkennen, es kam näher, es war kein Zweifel mehr, es war Georg mit seinem grauen Lastwagen. Nach einigen Minuten freudigen Wartens stand Georg wunschlos und gesund mit seinem Auto vor uns. Unsere Freude konnte keine Grenzen, und in rascher Folge erzählte er uns seine Erlebnisse, mußte unsere Feiniger nach Korla bringen. Schon unterwegs hatten sie gehört, daß die Lage in Aifu so beunruhigend war, daß an eine Weiterfahrt kaum zu denken war. Chang hatte deshalb auch am Abend, ehe Georg in Korla eintraf, erklärt, der Auftrag sei erledigt, er könne zu uns

zurückkehren, und hatte dies ihm noch schriftlich bestätigt. Raum war er in Korla angekommen, als er einen unbewachten Augenblick benutzte, seinen Motor anfarbete und in rasender Fahrt, so weit es die Straße zuließ, zurückfuhr. So war er einem ungewissen Schicksal entgangen! Die Nachrichten, die Georg uns allerdings mitbrachte, waren sehr beunruhigend. Überall auf der Weiterfahrt sei wilde Soldateska, und es war dringend anzuraten, die Fahrt fortzusetzen. Es läßt sich vorstellen, wie schwer uns der Beschluß wurde, als ich angesichts der schlimmen Lage den Befehl gab, nach Korla zurückzufahren und nach Kop nur zu ziehen, wo wir ruhigere Zeiten abwarten wollten. Wenn einigermaßen Frieden eingetreten war, wollten wir unseren Weg nach Kasagar weiter fortsetzen.

(Fortsetzung folgt)

Schach

Folge 51 — 22. Dezember 1935

Der neue Schachweltmeister

Ein Kuriosum in der Geschichte des Schachs ist eingetreten. Ein Amateur von reinstem Wasser, ein Mann in Staatsstellung, ein Mathematiklehrer an einer holländischen Mädchenschule hat sich den stolzen Titel eines Weltchachmeisters errungen! Der Schachspieler wird sich darüber noch viel mehr wundern als der Laie, denn er weiß, daß man Zeit, viel Zeit braucht, um nur einigermaßen mit den 64 Feldern vertraut zu werden. Wir

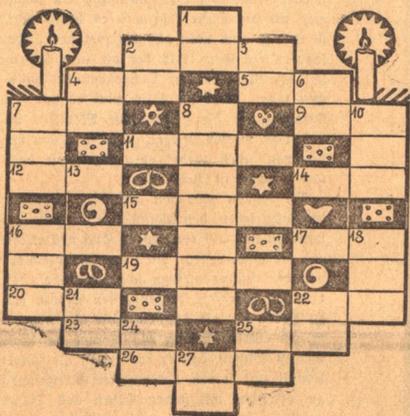


Schachweltmeister Emue Aufnahme: Presse-Photo.

werden dem neuen Weltmeister also sehr schon das Zeugnis ausstellen müssen, daß er ein Mann mit einer unheimlichen Arbeitskraft sein muß, denn mit Vergabung allein hätte er sein Ziel nie erreichen können. In der Tat, wenn wir die schachliche Laufbahn Dr. Emues verfolgen, können wir feststellen, daß er unablässig an sich gearbeitet hat. Als Zwanzigjähriger tritt er zum erstenmal in die Arena der großen internationalen Turniere. Die ersten Sprossen klettert er in Budapest und im Haag, 1922 in dem Meisterturnier zu Pilsen, in dem Bogosjubow seinen ersten großen Sieg holte, und 1923 in Scheveningen. Jetzt hören wir längere Zeit keine Erfolge mehr von ihm, offenbar läßt ihm sein Beruf keine Zeit zur Teilnahme an größeren Turnieren. Nur zwischenbühnenartig er durch seine Wettkämpfe gegen Aljechin, Bogosjubow und Capablanca, daß er noch da ist. Diese Einzelkämpfe gehen zwar knapp verloren; zeigen aber schon, daß der 20jährige das hält, was der 20jährige versprochen hat. Logik, gepaart mit Phantasie zeichnet sein Spiel aus. Weihnachten 1930 erringt er in Hastings den 1. Preis vor Capablanca und Sultan Khan. Im August 1934 war er in dem sehr stark besetzten Turnier in Zürich II u. III mit Flohr zusammen mit nur einem Punkt hinter Aljechin, dem er als einziger eine Niederlage beibringen konnte. Damit hatte er sich auch die moralische Berechtigung erworben, den Weltmeister herauszufordern. Hinter ihm waren Bogosjubow, Lasker, Bernheim und Nimzowitsch. Am 3. Oktober 1935 begann dieses denkwürdige Treffen, das die Schachwelt nie zu Atem kommen ließ. Der Ausgang ist uns allen bekannt, 15 1/2:14 1/2 für Dr. (Max) Emue. Der Wissenschaftler, aber auch der immer strebende Kämpfer, der nie den Mut sinken ließ, hat diesen Gigantenkampf gewonnen! Aljechin hat einen würdigen Nachfolger gefunden. N. Rus.

- Räthseln -

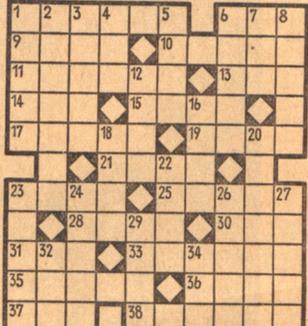
Silbentkretzworträtsel



Waagrecht: 1. rumän. Geld, 2. nicht zum Christfest in die Häuser ein, 4. altgriechische Göttin, 5. Schmuck des Christbaums, 7. weiche Sitzgelegenheit, 9. katholische Vithurgie, 11. Salzbergwerk, 12. Gegenstand des Handelsverkehrs, 13. besetzte Insel, 14. Vogel, 15. Bucht, 16. belagerte Festung, 17. Teil des Schiffes, 19. Stodwert, 20. Spielkarte, 22. Gemütsregung, 23. vollstündliche Ueberlieferung, 25. Reinigungsmittel, 26. hohes Fest.

Senkrecht: 1. Gewebe, 2. Verwandte, 3. Duftermasse, 4. Blume, 6. kathol. Feiertag, 7. Stadt in der Ukraine, 8. unter Festung an die Feser, 10. Bestandteil der Schrift, 16. Kalkstein, 18. fester Behälter, 24. bestickte Jagdtrophäe, 25. Hauptbestandteil des Buches, 27. Mitteilung.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Massenangehöriger, 6. Strom in Afrika, 9. Kriegsgott, 10. Schlingpflanze, 11. brasilianische Hafenstadt, 13. südafrikanische Antilope, 14. Erlkönigin von Spanien, 15. Märchen, Erzählung, 17. Stadt in Südfrankreich, 19. Drama von Hauptmann, 21. Nebenfluß des Rheins, 23. lateinisch: gegen, 25. landwirtschaftliches Gebäude, 28. Nebenfluß der Saale, 30. Mädchennamen, 31. nordische Münze, 33. Pferderasse, 35. Stadt in Lettland, 36. Koranabschnitt, 37. Wüstendörfer, 38. deutsche Hansestadt. — Senkrecht: 1. Grünfläche, 2. nassauisches Fürstentum, 3. Strom in Siam, 4. Baumart, 5. weibliche Gestalt aus „Lohengrin“, 6. Teil des Fingers, 7. Nebenfluß der Donau, 8. größtes deutsches Strohstoffwerk, 12. rechter Nebenfluß der Weichsel, 16. Stadt in Belgien, 18. orientalisches Fürstentum, 20. römischer Sklavenschiff, 22. Nebenfluß der Donau, 23. Wollgeschmack, 24. Konditorgebäude, 26. Sammelbuch, 27. römische Hausgötter, 29. Pflanzenteil, 32. Schwur, 34. germanische Gottheit.

Auflösungen

Buchstabenrätsel: Oberstleutnant. Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Motor, 4. Arab, 5. ara, 7. Fabel, 9. Athena, 11. Kran, 14. Eide, 15. Eide, 17. eng, 18. Gera, 21. Gama, 22. Amater, 23. Wolf, 27. ne, 28. Zoga, 29. Aibe. — Senkrecht: 1. Wade, 2. Ober, 3. Nation, 4. All, 6. Grad, 8. Bar, 9. Range, 10. Wasche, 12. Regal, 13. Nezer, 16. Kammer, 19. Eben, 20. Gas, 23. Web, 24. Aioe, 25. Eta.

Geographisches Silbentkretzworträtsel: 1. Karlsruher, 2. Edinburgh, 3. Nördlingen, 4. Nollendorf, 5. Ementhal, 6. Sprotau, 7. Zbale, 8. Urad, 9. Rogau, 10. Delph, 11. Eide, 12. Vodi, 13. Aras, 14. Sagant, 15. Gurgard, 16. Gress, 17. Rindbe, 18. Zep, 19. Freiwald, 20. Elbart, 21. Anolstadt. Der Spruch lautet: Keine Stunde lag entfallen, flüchtig ist die Zeit.

Das Dorf ohne Menschen. 1. Angler, 2. Schornsteinfeger, 3. Ballspieler, 4. Leppichloster, 5. im Sandbänken spielendes Kind, 6. Maler, 7. Mann der einen Nagel in die Wand schlägt, 8. Mann mit Karte, 9. Jemand an der Pumpe, 10. Battenröder, 11. Frau, die einen Eimer ausgießt, 12. Jemand, der die Blumen gießt, 13. Zwei Männer an der Viehwaage, 14. Kind, das ein Pferdchen giebt. — Im ganzen 15 Personen.

Denkportaufgabe: Die Armbanduhr



Der Schwerküchensinger Kuleikat war ein Hüne. Trotzdem prophezeiten seine Befannten ihm keine sportliche Zukunft, da sie wußten, daß er recht unmäßig lebe. Eines

Nachts landete er nach einem schweren Frühlingssturm wieder auf einer Bank in einem öffentlichen Park. Hier kreuzte der kleine, schwächliche, aber gewisse Kirwaffe seinen Weg. Er sah den schlafenden, leerte ihm die Brieftasche, nahm ihm die Armbanduhr ab und verschwand. Einige Tage darauf traf der Ringer den Tagendieb zufällig in einem Lokal. Er sah, daß der Mann dieselbe Armbanduhr trug, die drei Jahre lang sein Eigentum gewesen war, und ließ einen Polizeibeamten holen. Kirwaffe tat sehr entsetzt. Kuleikat wies nach, daß auf der Uhr seine Anfangsbuchstaben K. A., August Kuleikat, eingraviert waren. Doch Kirwaffe zückte lächelnd seinen Ausweis und zeigte, daß er mit Vornamen Albert hieß. Der Beamte war in Verlegenheit. Noch einmal betrachtete er sich eingehend die Uhr, dann nahm er Herrn Kirwaffe mit zur Waage. Was hatte er an der Uhr gesehen?

Was mancher nicht weiß

Das Gewicht des männlichen Gehirnes ist meist größer als das des weiblichen.

In China gibt es nur etwas über 200 verschiedene Familiennamen.

Alphabetisierte Straßen gab es schon im alten Rom.

Kein Insekt hat mehr als drei Paar Beine. Die Sonnenprotuberanzen werden über 100.000 Kilometer in den Weltraum hinausgeschleudert.

Die bei uns wachsenden Pflanzen können Kälte viel leichter ertragen als Hitze.

Das Tabakrauchen wurde im 17. Jahrhundert in der Türkei mit dem Tode bestraft.

In kalifornischen Gewässern leben sogenannte Schlimmsche, die sich in größere Fische einbohren und diese dann allmählich auffressen.

Von 100 Menschen wird durchschnittlich nur einer 75 Jahre alt.

Das schnellste vierfüßige Tier ist die Gazelle. Sie vermag in der Sekunde 27 Meter zu durchlaufen.

Walter Jenssch.

Adamson und sein Tannenbaum



Der Liebhaber im Film

Einige nachdenkliche Betrachtungen zu einem wichtigen Thema

Als die ersten Filmhersteller an die Arbeit gingen, merkten sie sehr bald, daß zur Darstellung vor dem Aufnahmeapparat nur jene Personen geeignet waren, die bereits durch die Schauspielerschule gelernt hatten, sich ausdrucksvoll zu bewegen. Infolgedessen sind immer und immer wieder Schauspieler zum Film abgewandert, gelockt von den unvergleichlich größeren Möglichkeiten der Wirkung und des Verdienstes. Im Zuge dieser Abwanderung hat sich das Schauspielertische, man möchte sogar sagen das Theatralische, im Film derart ausgebreitet, daß es nunmehr, noch Erfindung und Anwendung des Tonfilms, schon nicht mehr möglich erscheint, andere Stile der Darstellung zu entwickeln.

Die Betonung des Schauspielertischen vor dem Aufnahmegerät hat auch einen Typ des „Liebhabers“ groß werden lassen, der allmählich weitesten Kreisen auf die Nerven geht, sich dennoch aber in alter Frische erhält und fortpflanzt. Was man im Theater den „Bonvivanti“ nennt, das steht beim Film noch in größter und schönster Blüte. Obgleich unsere Zeit durch den Marschtritt der Kolonnen auf der Straße längst ein anderes Ideal der Männlichkeit kennen und schätzen gelernt hat, hält sich noch dieser „Liebhaber“ im Film und auf der Bühne, als ob es weder Krieg noch Umsturz gegeben habe. Man muß sich diesen „Bonvivanti“ einmal näher betrachten, um dessen Ueberfälligkeit rundherum zu erkennen. Daß „er“ nicht der rechte „Liebhaber“ sein soll, wird zunächst zahllose Mädchenherzen tief empören. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß die jüngere und jüngste Weiblichkeit zu den ersten gehört, mit denen man sich in Streit begibt, wenn man den „Liebhaber“ kritisch beleuchtet. Die Mädchen vor allem haben den und jenen jungen Mann, der die Rollen des Liebhabers lächelnd „hinlegt“, einfach „gern“ und sie lassen sich nicht ausreden, daß der Liebhaber meistens nicht lieb haben kann, sondern nur so tut als ob...

Man befrage sich einmal eine Zeitlang mit den Anfragen, die der Briefkasten der Film-Journale zu erledigen hat, und man wird bald heraus haben, daß die Sehnsüchte der Mädchenwelt gemeinhin dahingehen, in ihrem „Geld“ auch den Mann zu erkennen, der in Wirklichkeit die Träume junger Herzen in Erfüllung geben lassen könnte. In Wahrheit sieht der junge Mann im Film,

der lächelnd „Liebe macht“, meistens sehr viel anders aus. Und da er etwas anderes ist, als er mit kleinen Mitteln vor der Kamera darstellt, gibt es immer wieder Augenblicke, wo die Kamera bis auf die Nüste photographiert und den schwachen Kern sehen läßt, den Mangel an Persönlichkeit und Charakter. Das ist nicht der rechte „Liebhaber“ im Film, wie wir ihn uns wünschen, sondern die von früher her gebräuchliche Altrappe. Es läßt sich nicht länger verheimlichen, daß die Kamera grausam enthüllend gegen alle jene Personen vorgeht, die nur etwas sein wollen und eigentlich nichts weiter sind als gut ge-



Der psychologisch durchbaute Liebhaber: Rudolf Forster in „Brennendes Geheimnis“ Aufnahmen: Ufa (6), Bavaria (1), Synchron (1)

Da tritt immer wieder der junge, zwanzig oder fünfundschwanzig Jahre alte „Lächler“ auf, der aus unerklärlichen Gründen stets



Der männlichste Liebhaber: Karl Ludwig Diehl in „Der höhere Befehl“

kleide Figuren. Diese Sorte „Liebhaber“ macht sich trotzdem in den Filmen der ganzen Welt noch breit und beherrscht den Markt.

Aber Autos, Villen, Bankguthaben, Zigaretten in Hülle und Fülle verfügt, macht ein paar Schritte auf eine „Dame“ zu, die natürlich auch keine Dame ist, sondern nur so tut als ob, — macht diese paar Schritte, lächelt, zieht langsam die Hand aus der Hosentasche und verfehlt der Verdachten einen Fuß. Die „Dame“ läßt es sich meistens gern gefallen, sie küßt wieder, da tut sich die Tür auf, und wer tritt herein, lieber Leser? Immer derselbe tritt ein, der Nebenbuhler oder der Papa, jedenfalls der Störenfried, — entsetzt fahren die beiden Küßenden auseinander, und im Parkett lachen alle Mädchen. Das ist das, was der „Liebhaber“ den „Erfolg“ nennt. Damit beweist er, daß er ein Liebhaber nach Strich und Faden ist, und der Filmhersteller beeilt sich, ihm die nächste Rolle aufzudrängen. Obgleich jedermann wissen sollte, daß die Liebe nicht die Folge eines Kuhabenteuers ist, sondern vor dem Kuß „da sein“ muß, wird weiter und weiter die Lüge aufgetischt, so vollziehe sich das Liebeserlebnis. Der „Liebhaber“ braucht der „Dame“ nur einen Kuß auf die Lippen zu drücken, und schon ist die Gatte verliebt, kann sich vor Leidenschaft nicht fassen und dramatisiert ihren Alltag nach Noten. Liebe wirklich zu erwecken, wäre eine ganz andere Aufgabe, aber für diese lassen sich solche jungen Herzen nicht gegen so geringfügige Gaben verpflichten.

Diese junge und jüngste Weiblichkeit, die das wesentliche Publikum der Filmtheater darstellt, muß beim Anblick solcher Theaterfiguren auf den Gedanken kommen, die Liebe sei wirklich so verlogener Natur, es komme eben nur auf „Situationen“ im Wintergarten an, wo der „Göttliche“ die „Geliebte“ überrascht, wo er den Frack trägt und den Tango unermüdet tanzt, wo der Mondschein flimmert und die Nachtigall flötet, — daß es zur Liebe der geheimnisvollen Nacht

der Seele, der Kraft des liebenden Herzens bedarf, das wird aus diesen Darstellungen durch den „Liebhaber“ theatralischer Herkunft niemals sichtbar und deutlich.

Der unrechte „Liebhaber“ im Film ist von der Art, daß ihm kein Mensch glauben möchte, er habe jemals ein weibliches Wesen zur Liebe hinreizen können. Keine edle Leidenschaft hat jemals seine Züge unwiderstehlich verschönt; er hat immer nur gelächelt, gelächelt, mit dem Mund, mit den Zähnen, mit dem ganzen Gesicht, das kein Gesicht mehr ist, sondern eine Frage. Wer glaubt einem solchen Jüngling die Unwiderstehlichkeit? Wer lacht nicht über die Albernheit seiner Einfälle, die Torheit seiner Worte, die Ungezogenheit seiner Manieren? Trotzdem lebt er weiter lustig im Film und stellt sich immer wieder siegreich lächelnd in Positur. Verührt er ein weibliches Wesen, so fängt es nicht nur in diesem Wesen, sondern in dem ganzen Film wild zu jucken an, die Leidenschaften gehen hoch, und das Drama rollt wie eine trunfene Kugel zum ach! so tränenreichen Ende! Da zeigt sich nun die andere Seite des „Liebhabers“, die nicht weniger geschäht, nämlich die des melancholischen Augenauflags, der prompt zu tiefsten Wirkungen im Parkett führt. Mit der plötzlich tief traurigen „Seele“ fängt der „Liebhaber“ die Mädchenherzen ein, alles schluchzt und fühlt sich hingerissen bis ins Innerste. Man kann nicht ohne Ironie und Bitterkeit von diesem „Liebhaber“ sprechen, der nicht der rechte ist, sondern nur so tut als ob. Der rechte ist auch nicht jener, der als Kraftproh auftritt und mit schwingenden Armen „Siegfried“ mimt. Wenn er mutwillig ein Mädchen um die Hüfte faßt und es hochstemmt, so ist das auch nicht das Symbol der Liebe, sondern ein Gewaltakt, der oft zum Gegenteil der Liebe in dem hochgestimmten Mädchen führt. Aber im Film wird es mit den Erfahrungen, die gewöhnliche Menschen im Leben zu machen pflegen, nicht so genau genommen, alles „acht“ eben irgendwie doch, und Geschäft ist Geschäft.

Wir wollen aber den „rechten“ Liebhaber im Film sehen, den Mann, der wirklich „etwas“ ist und als ein ganzer Kerl das Leben und die Liebe liebt. Nicht den „Kino-Lächler“ von der Bühne meinen wir, sondern den ritterlichen, edlen, herzensguten Mann, den zu lieben für die Frauen keine Schande bedeuten würde. Dieser Mann muß glaubhaft machen können, daß er das Leben als Wirklichkeit mit seinen verdammt notwendigen Pflichten, mit seinen Höhen und Tiefen erfahren hat, daß er weiß, was das heißt: leben! Dabei kommt es viel weniger darauf an, was er macht, wenn er im Film auftritt, sondern was er ist! Es muß heranstreten, daß er von der Art ist, sein Schicksal zu meistern, daß er also auch die Liebe schicksalhaft zu begreifen vermag und nicht durch jede Liebeslaune hindurchgeht wie durch ein Abenteuer der Sinne. Jedes Mädchen im



Der elegante tapfere Liebhaber: Willi Frisch in „Schwarze Rosen“



Der unwiderstehliche Mann: Hans Albers als „Peer Gynt“



Der urwüchsig brave Liebhaber: Hermann Ehrhardt in „Ehretrot“

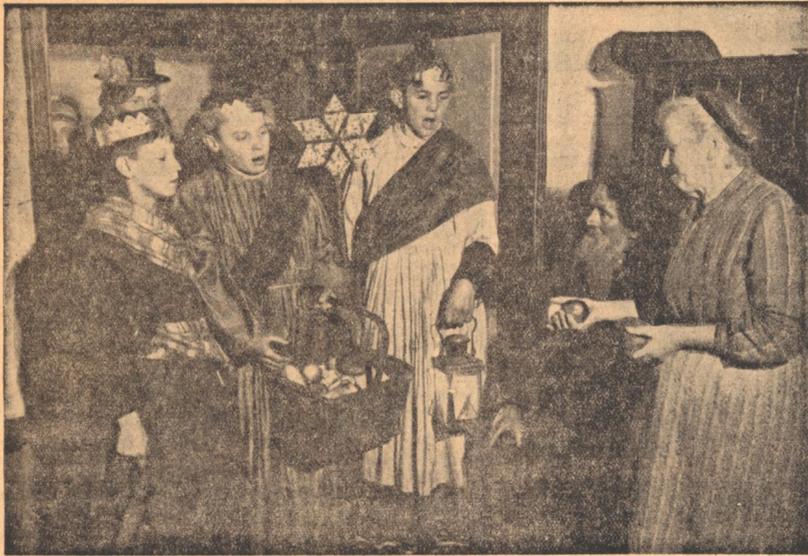


Ein neuer Typ des aufrechten Liebhabers: Hermann Speelmanns „Werst zum grauen Gedt“

Der leicht melancholische Liebhaber: Paul Hörbiger einmal ganz privat



Der vornehme und doch echte Liebhaber: Albrecht Schoenhals in „Stützen der Gesellschaft“



Das Sternsingen im Chiemgau, ein alter bayerischer Weihnachtsbrauch



Weihnachtsfeier im Salzbergwerk, wo nur eine kurze Arbeitspause eingelegt werden kann



Auch der Soldat will an Weihnachten sein Tannenbäumchen



Weihnachtskonzert einer SA-Kapelle für die Bedürftigen

U E B E R A S S E



Links:
Die Matrosen auf dem Kriegsschiff haben Post aus der Heimat erhalten und sich ihr Tannenbäumchen mitgenommen auf die weite Reise

Rechts: Weihnachts-
wacht auf dem
Wendelstein

Aufnahmen von
Eberl-Bilderdienst

Unter Titelbild:
Die Heiserung
Dr. Peter Weller-Bavaria.

